

# Die Liebe der Jeanne Duprez [Fortsetzung]

Autor(en): **Zimmermann, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 36

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646555>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DIE LIEBE DER JEANNE DUPREZ

EINE ERZÄHLUNG AUS DER BOURBAKIZEIT VON ARTHUR ZIMMERMANN

1. Fortsetzung

Gerwer, der Sohn eines gewöhnlichen Handwerkers, war, was man einen Naturburschen nennt — rauh, gerade heraus, ohne erzieherischen Schliff, aber ein grundehrlicher Mensch und von einer angeborenen Ritterlichkeit und Güte, die jeden für ihn einnahm. Was er einmal bei sich als richtig empfunden hatte, das führte er hartnäckig durch. Er litt keine Ungerechtigkeit. Wo eine solche je bei uns sich geltend machte, schlug er sich immer auf die Seite des von ihm als übervorteilt und verunglimpft Betrachteten, selbst wenn es zu seinem eigenen Nachteil ausgefallen wäre.

Zumstein dagegen war von guter, alteingesessener Familie, aber von etwas hinterlistigem Charakter — ein Mensch, der infolge seiner Intelligenz einen nachhaltigen Einfluss auf seine Kameraden ausübte, sie zu allen möglichen Streichen unbekümmert benutzte, sich persönlich aber stets ungewöhnlich schlau zu drücken und andere als Karnickel vorzuschieben wusste, wenn eine Sache einmal schief ging. Und obwohl wir dies instinktiv ahnten, dann allmählich an uns selber erfuhren, standen wir doch in seinem Bann und keiner konnte sich seinem Einfluss entziehen.

Auch äusserlich war der Unterschied zwischen den beiden in die Augen springend. Während Gerwer nichts auf sein Äusseres gab, war Zumstein immer der tadellos „Geschlechte“ in seiner Kleidung, der kein Stäubchen an sich heran kommen und je auf sich sitzen liess. Wir bespöttelten unter uns diese Erscheinung oft schwer, wagten aber nie, sie in seiner Gegenwart lächerlich zu machen. Mit einem Worte: Zumstein war ein Herrenmensch, für den jeder Kamerad bloss Mittel und Werkzeug für seine Zwecke war und der sich doch jeden verpflichtet und dienstbar zu erhalten wusste. Auch in der Schule immer einer der ersten, verstand er es meisterlich, sich durch sein zuvorkommendes Wesen stets dasjenige Ansehen zu sichern, das ihm für sein Fortkommen und Gedeihen nötig erschien.

Ich bin da vielleicht etwas ausführlich geworden, aber Sie werden sehen, dass das für den ganzen Verlauf der Geschichte, als Erklärung für vieles, absolut nötig war.

Item! Wir spielten also dergestalt unsere Spiele, während der Sommer in den Herbst und dieser in den Winter hineinwuchs, draussen im Feld die grossen Schlachten geschlagen wurden und die Deutschen immer tiefer in das Herz Frankreichs eindrangen, Paris belagerten, den sich südlich davon neu bildenden Entsetzungstruppen siegreich entgegentraten und sie im Werden schon zerschlugen.

Hart war der Winter, und unsere Truppen tauschten, nun der Krieg sich von unserer Landesgrenze weg ins Innere Frankreichs gezogen, nur zu gerne das Feldleben wieder gegen die geheizten heimatlichen Stuben ein, als sie bis auf kleine Grenzpickette nach Hause entlassen wurden.

Zwar sollte die Ruhe nicht lange dauern. Schon im Februar wurden die Leute von einem Tag auf den andern wieder unter die Waffen gerufen, als bekannt wurde, dass sich ein neues französisches Heer unter General Bourbaki an unserer Westgrenze zum Entsatz von Metz und zum Vorstoss ins Elsass und ins badische Rheingebiet gebildet habe, von den Deutschen aber bereits so in die Klemme genommen und gegen die Schweizergrenze gedrängt werde,

dass mit seinem Uebertritt auf Schweizergebiet in kürzester Frist zu rechnen sei.

Das Ereignis trat denn auch so rasch und überstürzt ein, dass unsere in Eiltransporten an die bedrohte Grenzstelle beförderten Truppen wohl kaum genügt hätten, um einem noch in gutem Zustand befindlichen Feind ernsthaften Widerstand zu leisten; wenn dieser den Uebertritt mit Waffengewalt erzwingen und seinen Vormarsch gegen den Rhein durch Schweizergebiet hätte ausführen wollen.

Aber was da im Februar 1871 nach abgeschlossener offizieller Kapitulation bei Les Verrières hereingeflutet kam, war eine gänzlich desorganisierte, halbverhungerte, heruntergekommene und geschlagene Armee, die froh war, den Schrecken des Krieges entronnen zu sein und in warme Winterquartiere mit guter, freudig dargebotener Verpflegung zu kommen.

Auf allen Eisenbahnsträngen, zu Fuss und zu Wasser, wurden nun die Uebergetretenen ins Innere des Landes verteilt und abgeschoben. Auch zu uns nach Reussburg kamen etwa dreihundert Mann, und welche Augenweide der Einziger dieser Zeugen des Schreckens eines Krieges für uns Buben war, das können Sie sich denken.

Es war aber auch ein Anblick, der sich einem unauslöschlich ins Gedächtnis eingepägt hat. Die Tränen kamen uns in die Augen ob diesen abgezehrten Gestalten, die zerlumpt, mit zerrissenen, kotbedeckten blauen Waffenröcken und roten Hosen daher gezogen kamen. Viele hatten gar kein Schuhwerk mehr an den Füssen, sondern hatten diese einfach mit Stroh und Stoffresten umwunden, aus denen die Zehen wund und halb erfroren hervorblickten.

Unter denen, die schwer krank bei uns angekommen waren, befand sich auch ein gewisser Charles Duprez, der, nicht mehr imstande, die Reise hieher zu Fuss zurückzulegen, mit andern Schicksalsgenossen im Planwagen mitgeführt worden war; ein hochaufgeschossener, einst jedenfalls sehr hübscher, knebelbärtiger Champagnese, doch jetzt skelettartig abgemagert. Auf seinen Wangen brannten die hektischen Fieberrosen, als typisches Zeichen der ihn verzehrenden Krankheit.

Ohne eigene Spitalgelegenheit im Städtchen, hatte man hier für die Kranken ein kleines Lazarett im „Schellenhaus“ eingerichtet, das wohl gut gemeint, aber etwas primitiv ausgestattet und nicht gerade das war, was man heimelig zu nennen pflegt. Die Frauen des Städtchens aber hatten sich in aufopferungsfreudiger Hingabe dem Dienste der armen, mit den verschiedensten Leiden behafteten Soldaten geweiht. Viel Elend lag da in den Betten herum, und aus den tiefliegenden Augen der Patienten redeten nicht nur körperliches Leid und Schmerz, sondern auch ein im tiefsten Herzen nagendes, nur mit aller Gewalt zurückgehaltenes Heimweh nach dem verwüsteten und verlorenen Vaterlande und den dort weilenden Angehörigen.

Als das zunehmende, rasch fortschreitende Leiden mit Rücksicht auf die dadurch bedingte schwere infektiöse Gefährdung der Zimmergenossen durchaus eine Isolierung erforderte, die unwohnlichen Räume aber, die hiezu zur Verfügung standen, in ihrer Ungastlichkeit bloss dazu an-

getan schienen, die seelische Niedergedrücktheit des Abgesonderten in starkem Masse zu erhöhen, anerbot sich die Mutter des Franz Gerwer ohne langes Besinnen, Duprez in ihr Haus und ihre private Pflege zu übernehmen.

Sie war eine jener stillen Frauen aus dem Volke, die, ohne viel Worte zu machen über etwas, was sie für selbstverständlich erachten, sich alles am eigenen Munde absparen, um einem Nebenmenschen eine Freude zu bereiten.

Der französische Doktor, der mit den Internierten hieher gekommen war, und die beiden alten Aerzte des Städtchens dankten ihr mit warmem Händedruck, als sie ihnen ihre Absicht mitteilte. Sie aber wehrte lächelnd ab und meinte: „Ich tue es nur, weil ich französisch kann und die Sache sich bei mir leichter macht.“

Der kranke Duprez schien eine Zeitlang förmlich aufzuleben, als er in dem sonnigen Giebelzimmer des Gerwer'schen Hauses an der Marktgasse einquartiert wurde, und es war rührend anzusehen, wie er sich in fast kindlicher Hingabe der alten Frau anschloss, die mit ihren schwieligen Arbeits Händen ihm so lind über die fiebernde Stirne zu fahren und die Kissen und Leintücher seines Lagers glatt zu ziehen verstand.

Aber alle Liebe und alle sorgfältige Pflege nützte nichts und hielt den Verlauf der Krankheit nicht auf, deren Wirkungen sich je länger je mehr im Zustande des Kranken bemerkbar machten. Dazu kam die stets wachsende Sehnsucht des Franzosen nach seinem Weib und seinem Kinde, die seine Kräfte fast mehr noch als sein Leiden verzehrte. Oft lauschte Frau Gerwer mit zuckendem Herzen den zunehmenden Fieberphantasien des Kranken, in denen er sich mit seinen fernen Lieben beschäftigte, oder der heimweh-erfüllten Melodie eines schwermütigen französischen Volksliedes, das er träumerisch und sehnsüchtig vor sich hin summte.

Ohne mit ihm darüber zu sprechen, hatte sie sich unter der Hand mit den städtischen Behörden und der militärischen Leitung der Bewachungskompagnie in Verbindung gesetzt, um den Aufenthaltsort seiner Familie zu erkunden und war überglücklich, als ihre Bemühungen endlich von Erfolg gekrönt waren und sie nach wochenlangem Warten dem sprachlos Ueberraschten den ersten Brief von Frau und Kind auf die Bettdecke legen konnte, in dem sie ihm ihre sofortige Abreise und baldige Ankunft mitteilten.

Und eines Tages standen sie wirklich vor der Türe des Gerwer'schen Hauses — eine etwa vierzigjährige, schwächliche, sehr graziöse Frau und ein bildhübsches, vierzehn- bis fünfzehnjähriges Mädchen — und wurden von Frau Gerwer hinauf in das Giebelzimmer geführt, nachdem sie sowohl die Frauen über den Zustand des Kranken aufgeklärt, als diesen selber sorgfältig und langsam auf das Ereignis vorbereitet hatte. Leise hatte sie dann die Zimmertüre hinter sich ins Schloss gedrückt, um ja nicht das Widersehen der beiden Gatten durch ihre Anwesenheit zu stören.

Noch einmal schien die Lebensenergie Duprez' zu erwachen. Aber es war wie das Aufflammen einer Kerze vor dem endgültigen Erlöschen, und schon acht Tage später entschlief er in den Armen seiner Frau und seines Kindes sanft und ruhig und wurde mit militärischen Ehren bestattet.

Der Erzähler machte eine Pause. Unsere leergetrunkenen Gläser aufs neue füllend und mit mir anstossend, meinte er dann: „Das ist die Geschichte des ersten der vier Gräber, die Sie heute auf unserm Gottesacker entdeckt haben.“

Stumm sassen wir eine Weile, dann nahm der Wirt von neuem das Wort:

In den nächsten Tagen sassen die beiden französischen Frauen still und schwermütig herum und beschäftigten sich in liebevollem Versenken immer und immer wieder mit den kleinsten Einzelheiten der letzten Stunden des Gatten und Vaters, wie das ja gewöhnlich so zu gehen pflegt. Frau Gerwer liess sie dabei taktvoll in Ruhe und trat

nur bei ihnen ein, wenn es galt, sie zum Essen zu rufen oder sie hin und wieder zu einem kurzen Gang durchs Städtchen einzuladen. Abend für Abend aber standen sie trauernd am frischen Grabhügel auf dem fremden Friedhof, den nicht nur ihre, sondern auch viele andere liebevolle Hände längst in einen grünen Garten umgewandelt hatten.

Als dann der erste Schmerz über den herben Verlust sich etwas gelegt hatte, raffte sich Frau Yvonne energisch auf, um mit der Tochter ihre zukünftige Lage zu überdenken.

Der Umstand, dass just in diesen Tagen erst ihr geringes Reisegepäck — einige Kisten und Koffer — die übrigen ihr ganzes Hab und Gut bedeuteten, nach langen Irrfahrten angelangt war, erinnerte die Frauen eindrucklich daran, dass sie in Tat und Wahrheit recht eigentlich immer noch auf der Reise waren, und dass ihr zufälliges Hiersein nur einen kurzen Aufenthalt, das was sie dabei erlebt hatten, bloss eine kleine, wenn auch schmerzliche Episode bedeutete, und dass ihr Weg sie nun wieder weiter führen musste.

Ja — weiter, aber wohin?

Das war eine Frage, die schwer auf Frau Duprez lastete.

Sie hatten kein Heim mehr auf der Welt. Das kleine Haus, in dem sie einst so glückliche Tage erlebt, hatte der unarmherzige Krieg bis auf den Grund zerstört — der liebliche Garten, in dem es gestanden, war zerstampft und dem Erdboden gleichgemacht. Ihre und ihres Mannes Brüder waren gefallen und ruhten irgendwo in Frankreichs Erde. Eltern und zwei Schwestern waren längst tot, so dass sie und ihre Tochter jetzt mutterseelenallein auf dieser Welt standen und zu niemand Zuflucht nehmen konnten.

Als sie eines Abends dieser traurigen Tatsache der alten Gerwerin gegenüber Ausdruck gaben, faltete diese gedankvoll die Hände im Schoß und sah eine Zeitlang sinnend vor sich hin.

„Ja,“ sagte sie endlich, „wenn ich so über die Sache nachdenke, komme ich je länger je mehr zu dem Schlusse: Warum wollen Sie eigentlich wieder fort von hier? Bleiben Sie doch da! Was wollen Sie das wenige flüssige Geld, das Sie aus dem Kriegselend gerettet haben, an eine teure Reise aufwenden, bei der Ihnen doch kein sicheres Ziel winkt? Mir möchte scheinen, als ob das Schicksal selber Sie hieher geführt habe, dass Sie hier, an Stelle Ihrer zerstörten, eine neue Heimat fänden.“

Die beiden andern hatten erstaunt aufgesehen und Frau Yvonne meinte: „Wie seltsam Sie sprechen und wie geheimnisvoll sich das anhört! Und merkwürdig — denken Sie, ich habe den gleichen Gedanken, den Sie da äussern, gestern in der Nacht auch schon gehabt. Ganz plötzlich war er da — fast wie ein Befehl: Bleib doch hier; was willst du wieder ins Ungewisse hinauswandern! — ich konnte lange darnach nicht mehr schlafen.“

„Sehen Sie“, nickte Frau Gerwer gedankvoll, „da haben Sie's! Ich bin nicht abergläubisch — aber ich denke, dass unser Herrgott manchmal doch gewisse Absichten mit uns hat — gute oder böse; man kann da nichts dagegen machen und muss die Dinge nehmen, wie sie kommen — aber wehren kann man sich nicht dagegen.“

„Und dann“, warf Frau Duprez ein, „muss ich selber sagen, dass es mir eigentlich gar nicht mehr zu Mut ist, als ob ich hier eine Fremde wäre. Seit mein Mann hier begraben liegt, ist mir alles viel vertrauter geworden, fast als hätte ich dadurch selber ein gewisses Bürgerrecht hier erworben. Wo Gräber unserer Lieben sind, da ist heimatische Erde, und der Gedanke, später einmal im gleichen Stück geweihten Bodens, in dem mein Mann schläft, auch selber zu ruhen, hat etwas unendlich Wohltuendes für mich.“

So waren die Duprez in Reussburg sesshaft und Hausgenossen der Familie Gerwer geworden.

(Fortsetzung folgt)